

Leipziger Tageblatt

und

Anzeiger.

N^o 211.

Donnerstag den 29. Juli.

1852.

Die Sterbestunde von Marats Strickerin.

Der Oberarzt der Marine und des Hospitals am Bagno zu Toulon, H. Lauvergne, hat unter dem Titel: „Die letzten Stunden und der Tod in allen Classen der Gesellschaft“ eine Schrift geschrieben, in welcher höchst interessante Beobachtungen, die er in den Sterbestunden verschiedener Menschen gemacht hat, mitgetheilt sind. Diese sind um so bedeutender, als man durch diese Mittheilungen bis tief auf den Grund der Uebel schauen kann, an welchen das französische Volk aus Veranlassung und in Folge seiner Revolution leidet.

Lauvergne hat mit großem Scharfsinn seine Forschungen, die er aus dem Gesichtspuncte der Humanität, Physiologie und Religion gefaßt, angestellt und mit Muth vorgetragen.

Indem er seinem Volke einen Spiegel vorhält, thut er dies auch für andere Völker.

Jetzt wollen wir ihn das erzählen lassen, was er von dem Lebensende jener Unglücklichen, die sich Marats, des blutigsten Ungeheuers der französischen Revolution, Strickerin nannte, berichtet. Später können wir vielleicht Anderes aus dem angezogenen Werke mittheilen.

Nachdem Lauvergne ein Beispiel davon erzählt, daß selbst der verstockteste Bösewicht, der sein ganzes Leben hindurch nur kalte Grausamkeit und stupide Gleichgültigkeit gezeigt, an den Stufen des Schaffots durch die Schrecken des Todes fähig gemacht werden könne, Mitleid für einen unschuldig Verurtheilten zu empfinden und daß diese Regung seines Gewissens der Anfang zu seiner Besserung geworden, die er später, zur Galeere begradigt, dort bewies, und nachdem er jenes Verbrechers Gefühle mit den Worten erzählen lassen: „Ja Herr, ein paar Minuten vor dem Tode da war mir, als ob ich ein ganz anderer Mensch geworden sei; niemals vorher hatte ich je Mitleiden empfunden. Ich ließ, als ich das dumpfe Schluchzen meines Mitgefangenen M. hörte, der, obwohl er unschuldig war, mit mir das Schaffot besteigen sollte, meinen Richter, Herrn Olivier, rufen und sagte ihm: Der arme Schelm darf nicht guillotiniert werden; das Verbrechen, dessen er angeklagt ist, hat P. L. begangen und ich war dessen Helfershelfer,“ fährt er fort:

Wäre hier der Ort, so könnte ich leicht beweisen, daß in zwanzig Fällen gegen einen Menschen, die dem Tode nahe sind, sich bessern, wenn sie am Leben bleiben. Die Sterbestunde und die Geschichte des Todes geben fürchterliche Lehren. Ein Beispiel mag mitgetheilt werden.

Eine Frau von 60 Jahren lag im Sterben, und ich wurde gerufen, um ihr ärztlichen Beistand zu leisten. Man hatte einen Augenblick benützt, wo sie im Delirium war, um mich holen zu lassen; denn sie hatte bestimmt erklärt, ohne Arzt und Priester sterben zu wollen; weder dem einen noch dem andern hatte sie jemals Vertrauen geschenkt.

Kein Vergärungsgeicht ist mir je so abscheulich erschienen, als das dieses Weibes; alle Arten wüsten Lebens hatten ihre Spuren darauf gegraben, und, wie gewöhnlich, der Schädel charakterisirte aufs Genaueste ihre bösen Leidenschaften und ihren Hang zum Morde. Ich wunderte mich gar nicht, als ich hörte, daß sie tüchtig mitgemacht hätte, und daß sie sich bis heute noch Marats Strickerin nenne. Während meine Verordnungen ausgeführt wurden, wollte ich um jeden Preis gern wissen, was sie in ihrem

Lobekampfe vorzüglich beschäftigte; sie murmelte in einem fort das Wort „brute.“ Anfangs konnte ich mir dies nicht erklären; endlich brachte sie aber deutlich die Worte „Tyrann“ und „Brutus“ hervor. — So träumte also die Unglückliche von Voltaire und von dem Trauerspiele, welches Cäsars tragisches Ende darstellt.

Abends befand sie sich etwas besser, und da man ihr gesagt hatte, daß man sie bereits todt geglaubt, und daß sie ihre Wiedererweckung mir zu danken habe, so wurde ich mit einiger Aufmerksamkeit von ihr empfangen. Aber, sagte sie, meine Zeit ist abgelaufen; ich habe auf die unbestechliche Republik gewartet, nun muß ich mich doch entschließen, mein Fleisch in einem Loch unter der Erde verfaulen zu lassen. — Gute Frau, wir werden alle verfaulen, aber unsere Seele wird wieder jung werden, und was noch besser ist, wir können ihr eine Seligkeit ohne Ende bereiten.

Unsere Seele! Fragen Sie einmal meine Haube da, ob ich eine Seele in meinem Kopfe habe! — Und bei diesen Worten holte sie unter ihrem Kopftissen die wohlbekannte rothe phrygische Mütze hervor, die sie jeden Abend beim Schlafengehen aufsetzte, und schickte sich an, mir eine Darstellung dessen aufzuführen, was sie gewesen war, als man sie in dem Costüm einer Göttin durch Paris getragen und sie unter dem „vive la liberté“ (es lebe die Freiheit) mit Huldigungen berauscht hatte. Ihr vergilbtes und bis zum Pergamentartigen vertrocknetes Gesicht erglühte von Aufregung; die kleinen Augen blühten ein düstres Feuer; die eingefallenen Wangen spannten sich über die breiten gewölbten Backenknochen; die fast dem Tode nahe Figur erhob sich einen Augenblick mit so viel Kühnheit und Frechheit, daß ich fast in Verlegenheit gerieth. — „Ihr seht so nicht sehr schön aus, alte Frau, und wenn Ihr es so forttreibt, so könntet Ihr wohl mit Eurem Göttinnenanpuß heute Abend in des Teufels Küche den Topf abschäumen,“ sprach ich zu ihr. Diese Worte trafen mitten auf den fixen Punct der Eitelkeit dieses Weibes; zum ersten Male vielleicht und ohne daß die Rache folgte, hatte man dieser Göttin eine Beleidigung gesagt. Daß sie einst das Symbol der Freiheit gewesen, nahm noch jetzt das ganze Denken und Dichten dieses elenden Geschöpfes ein; und jetzt zerstörte ein unglückver kündendes Wort die ganze Einbildung ihrer Jugend und ihrer alten Tage. Noch sehe ich sie, wie sie mit ihrer dürren, zitternden Hand ihr schmutziges Diadem aus den wenigen graublonden Haaren riß, einen Augenblick nicht ohne Widerwillen betrachtete, und dann wie einen alten Lumpen voll Verachtung in den Winkel warf.

Nach etlichen Tagen ließ sich dieses Weib, einst durch ihre Grausamkeiten, ihre Unzucht und ihren Republikanismus berüchtigt, bereben, einen Priester anzunehmen. Ihre Krankheit, die sich in die Länge zog, aber unvermeidlich mit dem Tode enden mußte, hatte alle Flammen der gehässigen Leidenschaften, welche sie verzehrten, in ihrer Seele angefaßt; jetzt aber schmolz diese Seele endlich an der sanften Wärme christlichen Zuspruchs, und die mildthätigen Frauen ihres Wohnorts schenkten ihr ihre Theilnahme. Aber das Abendmahl wollte sie niemals nehmen; in diesem Puncte blieb sie hartnäckig jedem Jureden verschlossen. Ich wollte gern die Ursache davon wissen und drang in sie im Namen der „heiligen“ und „unveränderlichen“ Freundschaft (wie sie es nannte), die sie gegen mich hegte. „Nein,“ sagte sie endlich, „so weit kann ich das Spiel nicht treiben, an den Gewissensbissen über meine vielen Sünden erleide ich so schon hundertmal den Tod, ehe ich sterbe. Ich wollte gern das Kreuz des guten Gottes statt der